

Robert
Walser
Feuer

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3681

Als wisse er um die Sinnlosigkeit, Flaschenpostsendungen an die Zukunft adressieren zu wollen, hat Robert Walser sich um das Schicksal seiner Texte schon früh wenig gekümmert. Klaglos schrieb er »für die Katz, will sagen, für den Tagesgebrauch«, veröffentlichte Texte, die verstreut in Zeitungen erschienen und mit dem darauffolgenden Tag in der Fülle des Blätterwaldes verschwunden waren. *Feuer* versammelt diese erst Jahrzehnte nach Walsers Tod entdeckten Prosastücke und Gedichte, zusammen mit anderen Manuskripten aus verschiedenen Quellen, die zufällig erhalten geblieben und wieder zutage gekommen sind. Mit diesen Texten liegt nun, nach der Publikation der Mikrogramme *Aus dem Bleistiftgebiet*, das gesamte Werk von Robert Walser vor.

»Sie ergänzen das Bild, das wir von Robert Walser haben, sind glückliche Bereicherungen, um die wir froh sein können.« Anton Thuswaldner, *Frankfurter Rundschau*

Robert Walser
Feuer

Unbekannte Prosa
und Gedichte

Herausgegeben von
Bernhard Echte

Suhrkamp

Die Texte des vorliegenden Bandes sind
chronologisch angeordnet.

2. Auflage 2019

Erste Auflage 2005

suhrkamp taschenbuch 3681

Mit freundlicher Genehmigung der Inhaberin der Rechte,
der Robert Walser-Stiftung Zürich

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45681-1

ROBERT WALSER
FEUER

INHALT

Prosa

Der Schuß. Eine Pantomime	11
Etwas über die Eisenbahn	17
Der Schriftsteller	23
Vom Zeitungslesen	28
Weihnachten	33
Feuer	36
Auf der Elektrischen	42
Die Frau des Dramatikers	45
Kuhstall	47
Rundschau	49
Das Dichtezimmer	51
Tell	53
Kleist in Paris	56
Der Märchenhafte	59
Vor einem Kino	63
Das Trinkgeld	65
Ernesto	66
Kinder und kleine Häuser	68
Die Kranke	70
Der Maßstab	72
Der Liebhaber	74
Acht Uhr	77
Das Karussell	80
Gartenwirtschaft	82
An eine Kabarettkünstlerin	84
Erwin	86
Der Mann bei den Blumen	88
Warum reise ich gerne? – Antwort auf eine Umfrage .	90
Der Kanal	92
Der Wald	94

Gedichte

Baden	99
Das Ruheplätzchen	102
Der Garten	103
Der Winter	104
Poet und Mädchen	106

Fragmente

Fragment ohne Titel (I)	111
Fragment ohne Titel (II)	111
Saal im venezianischen Palast der Duse	113
Die Kellnerin	114
Nachwort	117
Dank	128
Anmerkungen und Nachweise	129

PROSA

DER SCHUSS. EINE PANTOMIME

Personen:

Monsieur, ein Greis

Madame, sein junges Weib

Charles, ein Flegel, Liebhaber der jungen Frau.

*Ein Salon, von Kerzen matt
und schläfrig erleuchtet.*

Monsieur, Madame und Charles sitzen beisammen um ein kleines zierliches Tischchen auf Schaukelstühlen. Auf dem Tischchen befinden sich Teekanne, Täßchen, Zigarretenschachtel und eine Pistole. Monsieur ist nachdenklich. Er sitzt und brütet ohne eine Bewegung zu machen. Er sieht zwar nicht hin, was die beiden anderen machen, die es sehr heimlich und lustig miteinander zu haben scheinen, er sieht nicht hin, sage ich, aber er scheint doch auf alles acht zu geben, was um ihn vorgeht. Madame bietet Charles lächelnd noch eine Zigarette. Sie wird lächelnd und dankend angenommen. Nun scheint sich das Lächeln beider innig zu küssen, wenigstens dauert es eine Weile und bleibt gegenseitig haften. Ob es der Greis merkt? Der Zuschauer muß das seltsam beängstigende Gefühl bekommen, daß es bemerkt wird. Nun treiben die Füße und Kniescheiben der Verliebten, nämlich Kniescheibe und Kniefüßchen von Madame sowohl als von Charles, dem Flegel, der zwar nicht gerade ganz so feine Füße hat, ein interessantes Spiel, das mit Augenaufleuchten und -schließen begleitet wird. Man hat das Gefühl, daß der Alte es nur zu wohl bemerkt. Plötzlich erhebt sich der Alte mit einer anscheinend ungreisenmäßigen Gelenkigkeit, nimmt die Pistole zur Hand, tut, als ob er mit ihr nur so spielte (er möchte doch auch spielen, da es sein

Gegenüber tut) und senkt dann die Waffe sanft wieder dem Tischchen zu, wo er sie wieder hinlegt, indem er krankhaft lächelt (also Lächeln allerseits). Die beiden, die erst jetzt bemerken, daß der Alte hinter ihrem Rücken steht, stehen ebenfalls auf, so unbefangen als nur möglich, indem sie halb leise zu plaudern und halb mit dem Greisen in eine Unterhaltung zu gelangen scheinen. Doch das scheint nur so. Daß dies nur so scheint, und daß dadurch die Spannung im Salon unangenehm gesteigert wird, muß durch gewisse steife Gebärden aller, die mitspielen, angedeutet werden. Plötzlich, wie von einer unbewußten Furcht gepackt, eilen die Liebenden, hell auflachend und gestikulierend ab, indem Madame ihren Jungen am Arm hinauszieht. Der Greis ist allein.

Nun setzt das Orchester ein. Es ist wie wehmütige Musik, die in ihrer Weise Anläufe zur Lustigkeit und zum Vergessen aufweist. Die Letzteren sind jedoch nur momentan, gleichsam aufflackernd und hinsterbend. Monsieur's Gesicht und Haltung ist die sprechende Begleitung zu der Musik. Seine Kopfbewegung deutet Seufzer an, wogegen seine feinen weißen Hände wie ein übermütiges Gelächter umhertanzen. Seine Füße bewegen sich leise hin und her. Diese Bewegung soll ihn bis zur Zigaretenschachtel hinführen, wo er sich eine anzündet. Er tut es zitternd und zwei-, dreimal. Er lächelt stolz und wehmütig dazu. Er deutet mit der schönen Hand auf seine weißen Haare, und in sein großes altes Gesicht und dann – auf sie selbst, die Hände. In dem Augenblick schweigt die Musik. Ihr letzter Takt ist ein groteskes Aufseufzen. Hier läuft der Alte tanzend und hüpfend gegen die Kulisse zu, unter welcher die Vorigen verschwinden, und droht heftig

mit den Fäusten hinein, dann aufmerksam geworden, als sähe er seinen Gegner drinnen, wurzelt er fest auf dem Boden, um gleich darauf wie wahnsinnig umherzustreichen. Dieses Umherstreichen ist ein Tanz wie von einer Katze: Überaus geschmeidig und schön, geschwind und weich, wie das Fallen und Steigen von Wellen. Er tanzt und während er sich so ganz vergißt, schleichen zwei furchtsame Gestalten hinein, halb frech, halb scheu, und deuten höhnisch auf den Herumstreichenden, Herumfliegenden. Nun steht der Alte plötzlich still. Er horcht. Es ist, als horche er auf das böartige Lauern hinter ihm. Er sperrt den Mund auf, wie es Horchende tun. Dann, wie von einer plötzlichen, unnatürlichen Müdigkeit ergriffen, legt er sich, einem schmeichelnden Tier gleich, auf den Divan, der in der Szene liegt, schüttelt den Kopf und schlummert ein. Man hört seine Atemzüge. Die beiden beugen sich unter frechen höhnischen Gebärden über ihn, sehen, daß er schläft und lachen lautlos auf. Dieses Gelächter wird eingetanzt. Es ist ein träger, wollüstiger frecher Tanz, jedoch nicht unanständig. Er drückt Entzücken aus und ist aus diesem Grunde nicht unartig, ja sogar recht wohligh und schön anzusehen. Es wird mehr mit Lippen, Augen und Nasennüstern getanzt als mit Füßen, Armen und Körpern. Das scheint wenigstens so. Es liegt Geilheit in ihrem Reigen, aber nicht solche, die nicht schön anzusehen wäre. Endlich, nachdem sie ermüdet scheinen, fallen sie sich in die breitgeöffneten Arme und küssen sich. Und küssen sich viele viele Male. Wenn man sie sich nun so entzückt lieben und streicheln sieht, muß man ihnen verzeihen, da das schön ist. Die Musik setzt ein: schüchtern, leise, leise. Es ist wie ein Versuch zum Einsetzen, nicht wie ein Einsetzen selbst. Unter überaus schlichten, lieben, lied-

artigen Klängen erwacht Monsieur. Der Alte reibt sich verwundert die Augen, sieht schlaftrunken umher, besinnt sich, erhebt sich, tut so, als ob er alle Schwachheit und Müdigkeit abschüttle und geht auf das Paar zu, welches ihn, nachdem es aufgehört hat, sich zu lieblosen, kalt und unfreundlich ansieht. Madame streckt mißmutig Monsieur ihre süße perlenbehängene Hand dar, die derselbe, indem er demütig vor ihr niederfällt, an seinen Mund drückt, lange so gepreßt hält und nicht müde wird, immer wieder innig an seine fiebernden Lippen zu ziehen. Madame ist ungehalten darüber. Charles sieht den Daliegenden verächtlich von oben an. Nun hebt ein merkwürdiges Schauspiel an: der Alte, die Haltung der beiden prüfend, steht langsam und vorsichtig auf, schleicht sich bis zu dem Tischchen, nimmt dort die Pistole zur Hand und zeigt sie unter einer einfachen und edlen Gebärde dem jungen Mann. Dieser lacht und zuckt die Achseln. Madame wendet sich, angeekelt von dem Auftritt, verächtlich lächelnd ab. Der Greis zeigt und präsentiert immer die Pistole. Charles spuckt darauf. Monsieur sieht traurig und mitleidig zu ihm auf: so als wollte er sagen: »Adieu, mein Freund! Jetzt bist du verloren! Armer Kerl!« Charles, unter dem Eindruck der Augen, die ihn so lebhaft bedauernd anschauen, verliert plötzlich die Fassung, zittert, taumelt, bittet durch Gebärden Madame um eine Zigarette, zündet sie an, wirft sie wieder fort und steht ratlos und kleinmütig da. Er sagt mit den Händen, daß er sich empfehlen möchte. Er dreht sich um, und sucht seinen Hut, oder sonst etwas. Es ist schrecklich, seine Verlegenheit mit anzusehen. Die Zuschauer empfinden das. Alle Augen werden jetzt auf das Benehmen des Alten gerichtet sein. Dieser legt sich, die Pistole in der Hand, einfach und ruhig auf den

Divan, zieht gemütlich die Beine hinauf, schaut immer ruhig seinen Gegner an, so liebevoll, so besorglich, wie er seinen besten Freund nicht würde angesehen haben. Sein Auge sagt: »Wie ist dir, Lieber? Was könntest du etwa wünschen? Was müssen wir dir geben, das dir wohl tun kann?« Madame serviert Charles eine Tasse kalten Tee, den er gewünscht hat. Sie beobachtet scharf beide: den Alten, was er etwa tun könnte, und den Jungen: an was es ihm noch etwa fehlen möchte! – Jetzt zielt der Greis ruhig auf des Trinkenden Gesicht, drückt ab, ein Schuß, ein Rauch, ein Schrei (oder vielleicht besser kein Schrei). Charles stürzt zusammen, die Teetasse klirrend zu Boden stürzen lassend, er ist tot. Der Alte legt behutsam die Waffe zur Seite, so als suche er jedes auch nur winzige Geräusch zu vermeiden, steht dann auf und stellt sich seiner Frau gegenüber. Diese ist leichenblaß. Der Tote ist mäuschenstill wie ein Toter. Süßes Anklingen einer oder zweier Geigen. Pause: ein langes Anschauen mit großgeöffneten Augen.

Monsieur nimmt sich seine weißen Haare ab. Goldene leichte Locken werden sichtbar. Hierauf zieht er sich von seinem Gesicht ein Gesicht ab: das Gesicht des alten Mannes. Ein blühender Jünglingskopf ist nun sichtbar. Beides, den weißen Haarbüschel und die Greisenmaske wirft er ungeduldig doch nicht heftig zu Boden, der Frau zu Füßen. Schön steht er da, mit der leichten Haltung des Gebieters. Die Frau deutet auf den Toten: beide müssen lächeln. Sie wollen anfangen zu tanzen, entzückt zu tanzen. In dem Augenblick steht der Tote vom Boden auf und präsentiert sich lächelnd. Madame und Monsieur fahren erschreckt zurück. Der Tote jedoch geht traurig und langsam und

sich tief vor ihnen verneigend hinaus. Recht wie ein ganz armer Teufel. Indem ihm die Erschrockenen nachsehen, die Arme wie abwehrend gegen ihn aufstreckend, fällt der Vorhang.

ETWAS ÜBER DIE EISENBAHN

Hübsch ist es, in *Bahnhöfen* herumstehen und die Reisenden, die ankommen und fortgehen, gemütlich betrachten zu können. Wie mancher arme und ganz arme Teufel tut das gern, denn es ist ein Vergnügen, das nichts kostet. Es erfordert auch keine Formen und Regeln; man steht einfach da, die Hände womöglich in den Hosentaschen, eine Zigarette oder einen Zigarrenstumpfen im Mund, beinahe ohne Anstand und ohne von irgend jemand sonderlich fixiert zu werden, und genießt dermaßen das lebhafteste und schönste Schauspiel der Welt, denn das ist ein Bahnhof. Geradezu reizend können ländliche Bahnhöfe sein mit den Gärten und kleinen Baumanlagen, die in der Regel neben solchen Gebäuden zu finden sind, aber in den Bahnhöfen von Residenzen und Hauptstädten ist eben mehr Leben, und die Beweglichkeit ist eben manchmal noch viel schöner als alle schöne, landschaftliche Ruhe. Für Stellenlose und alle die verschiedenen Sorten Tagdiebe, die das heutige industrielle, künstlerische und kommerzielle Leben und Treiben bisweilen aufs Pflaster setzt, sind Bahnhöfe und der Anblick von abfahrenden und ankommenden Zügen ein Ideal. Der Müßiggänger hat viel Zeit zur Verfügung, in folgedessen beobachtet er beinahe alles, er geht auf den glatten Perrons langsam, Schritte von edler Eleganz messend, auf und ab und hat seine Augen überall. Wie das wimmelt und durcheinanderläuft! Bei den Billetschaltern gibt es öfters wahre Volksversammlungen und gebieterisch heischende Volksaufläufe, als befände man sich mitten in einem leidenschaftlichen Revolutionsjahr. Jeder will eine Fahrkarte haben, so schnell wie möglich, aber das Geld hat er gewöhnlich vorher nicht abgezählt bereitgehalten,

wie es doch von der sorglichen Bahnverwaltung vorge-schrieben ist. Der Müßiggänger hat's gut, er braucht nicht zu rennen und braucht nicht Angst zu haben, der Schnellzug fahre ihm bei der Nase vorbei. »Ich war im Begriff einzusteigen, da fährt mir wahrhaftigen Gottes der schwarze Teufel von Zug dicht am Hut vorüber.« Solches sagen Reisende mit Einsteige-Absichten, nicht aber er, der nur aufs fröhliche, stille Beobachten aus ist. Was ist das für ein Drängen, Schieben, Stoßen, Laufen und Getümmel! Ah, ein wichtiger Zug kommt an, man steht da und sieht zu, wie sie sich um den Hals fallen, wie sie Küsse links und rechts austheilen, wie die Hüte geschwenkt werden, wie die lieblichen Frauenköpfe er-röten, wie Hände und Arme sich zum Empfang ausbreiten, wie Augen aufleuchten, wie Diener, die ihre Herr-schaften erwarten, bei deren Anblick strammstehen, um Köfferchen, Pakete und alle möglichen dummen Sachen flink in Empfang zu nehmen.

Nach zwei oder drei Minuten ist dann gewöhnlich der Rummel vorbei, und der Müßiggänger nimmt anderswo Stellung. Auf Bahnhöfen ist immer und überall irgendwas los, das weiß er, deshalb hat er keine Angst, es möchte etwa sein, daß er sich langweile. Nicht die Spur. Er tritt in die Restauration dritter, vierter, sechster oder seinetwegen auch vierzehnter Klasse, dort ist immer Volk auf Bänken, Stühlen oder an Tischen ver-streut. An den üblen Geruch, der in solchen Räumen stets herrscht, hat er sich bereits gewöhnt, nichts ist also imstande, ihm das Vergnügen zu schmälern oder aufzu-brennen. Der Faden, womit er seine Lust und sein Schauspiel zusammengeheftet hat, hält fest, und er trinkt jetzt vielleicht ein Glas Bier und unterhält sich mit einem ehrlichen Handwerksburschen, der auf sei-nem Koffer Platz genommen hat, als fürchte er, es

könne jemand des Weges daherkommen und ihm sein gesamtes Vermögen rauben. Von Zeit zu Zeit wagt es der Nichtstuer, in die Wartesäle erster und zweiter Klasse zu gehen, um der Gediegenheit und der Vornehmheit, die es sich hier gräflich bequem macht, einen wenn auch kurzen, so doch in die Augen springenden Besuch abzustatten. Manchmal wird er gejagt von einem strengen Beamten in Bahnuniform, aber das schadet ihm nichts, hat er doch mit seinen Augen wieder einmal etwas Schönes gesehen! Ist er gutgekleidet, so setzt er sich hier inmitten des Hochadels und der Bankfachmannschaft heimlich nieder und bestellt einen Cognac, den er mit Verstand und nachdenklicher Würde austrinkt, indem er mit der hübschen Kellnerin in Oberländertracht ein Gespräch beginnt. »Schnellzug nach Mailand, Abfahrt in vier Minuten«, ruft ein allem Anschein nach höflicher Angestellter aus; unser Mann erhebt sich, bezahlt, was er schuldig ist und spaziert gemächlich hinaus, um das Abfahren nach Mailand mitanzusehen. Was für schöne Toiletten, was für Kostüme! Viele Damen, die in den Zug einsteigen, tragen weiße Schleier an ihren Hüten, und ihre Kavaliere sind ihnen mit mehr oder weniger Geschick beim Einsteigen behilflich. Der Zug dampft ab, ein paar Taschentücher werden wie Fahnen geschwenkt, der Tagedieb reist in Gedanken mit, d. h. er sitzt in seiner Einbildung in einem Kupee, das leer ist, und liest Zeitungen.

Aber weg jetzt einstweilen mit diesem müßiggehenden Beobachter, dessen Erfahrungen schließlich denn doch nur ganz einseitige sind. Man sitzt auf einmal in Wirklichkeit in einem der vielen *Züge*, ist wirklicher, nicht nur eingebildeter Reisender und erlebt tagelange und nächtelange Fahrten. Die Landschaften fliegen wie bewegliche Dekorationen im Theater, wie mit der Dreh-